

Im Flow

Skizze über Ausdruck und Beitrag im Digitalen

Till Dembeck

1. Um 1200

Das Schriftbild der Moderne und mit ihm die Grundlage für dasjenige, was man biblionome Literalität nennen könnte, wurde, glaubt man der Darstellung Ivan Illichs, im Hochmittelalter etabliert: Der Übergang von der Schreibweise der *scriptio continua*, die Buchstaben aneinanderreihet, ohne sie durch Wortzwischenräume, Interpunktion, Absatzstrukturen usw. zu organisieren, hin zur zweidimensional disponierten Seite ging dabei Hand in Hand mit einer ganzen Reihe von Entwicklungen, die sich Jahrhunderte später als zentral für das moderne Bildungsverständnis erwiesen.¹

Illichs Behauptung lässt sich zumindest teils noch heute unmittelbar nachvollziehen, wenn man nur einmal versucht, *scriptio continua* zu lesen: man beginnt sofort unwillkürlich zu murmeln die Lektüre ist vergleichsweise anstrengend und man gerät in eine Art Tunnel. Der Text liegt zwar zweidimensional vor einem, aber man schreitet ihn ab, um den Titel von Illichs Buch zu zitieren, wie einen Weinberg bei der Lese, immer nur konzentriert auf die eine Zeile, die man gerade abarbeitet, und ohne die Möglichkeit, im Text zu springen oder Stellen ohne großen Aufwand wiederzufinden. Illich geht davon aus, dass so geschriebene Schriftstücke in erster Linie einem mönchisch-meditativen Lesen angemessen waren.²

Blättert man hingegen in einem nach dem neuen Schriftbild gestalteten Buch – und im Grunde macht erst mit dem neuen Schriftbild das Blättern und somit das Format des Kodex wirklich Sinn, denn die *scriptio continua* behandelt jeden Kodex,

1 Siehe Ivan Illich: Im Weinberg des Textes. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Ein Kommentar zu Hugos »Didascalicon«. Frankfurt am Main 1991. Zum Schriftbild der Moderne siehe auch Malcolm B. Parkes: Pause and Effect. An Introduction to the History of Punctuation in the West. Aldershot 1992; Paul Saenger: Space Between Words. The Origins of Silent Reading. Stanford 1997.

2 Siehe Illich: Im Weinberg des Textes, S. 55–60.

als wäre er eine Schriftrolle –, so fällt das nicht nur sehr viel leichter und kann problemlos leise geschehen; sondern vor allem ermächtigt das Schriftbild die Rezeption dazu, das Schriftstück als einen Wissensspeicher aufzufassen, in dem man suchen und durch den man eigenständig hindurch navigieren kann. Der moderne Text ist ein echtes Gegenüber und zieht einen nicht, wie der ältere Text in *scriptio continua*, in sich hinein; er erzeugt Übersicht und keinen Tunnelblick.³

Illichs These ist, dass mit diesem Schriftbild ein neues Konzept von Wissen und Wissenschaft entsteht – weshalb er das ältere, an die *scriptio continua* gebundene Lesen als monastisches und das neue als scholastisches Lesen bezeichnet. Erst ein bildlich arrangiertes Layout ermöglicht es, den Text als Medium abstrakten Denkens, Vergleichens und Abwägens zu nutzen und damit die in der strukturellen Situationsabstraktheit der Schrift angelegten Potenziale zu erschließen. Medienhistorisch ist für Illich die Erfindung des modernen Schriftbilds insofern sogar wirkmächtiger als die Erfindung des Buchdrucks, als die Technik der Disposition von Text auf der zweidimensionalen Seite exakt diejenige Operation ist, die man durchführen muss, um einen Text in den Druck umzusetzen. Ohne das Schriftbild des Hochmittelalters ist die Erfindung des Buchdrucks mithin undenkbar.⁴

Vor dem Hintergrund dieser medienhistorischen Einsicht möchte ich im Folgenden zwei Thesen entwickeln und anschließend zwei Vermutungen in den Raum stellen. Die Thesen betreffen die biblionome Literalität, die Vermutungen und die digitale Literalität.

2. Abstraktion

Eine konkrete sprachgeschichtliche Folge der neuen Schriftbildlichkeit ist die Entstehung einer Vielzahl neuer lateinischer Wörter für abstrakte Sachverhalte – Bildungen auf *-itas*, die dazu dienen, das von der konkreten Erscheinungsform abgelöste Wesen der Dinge zu bezeichnen.⁵ Dieser Trend zur Abstraktion geht Hand in Hand mit der Ablösung der Lektüre vom Schriftstück: wenn man den meditativen Tunnel der monastischen Lektüre verlässt, wird man dazu in die Lage versetzt, die unterschiedlichen Sachverhalte, von denen im Text die Rede ist, für sich zu betrachten, sie zu anderen Sachverhalten ins Verhältnis zu setzen, damit aus ihrem konkreten Kontext zu lösen und also abstrakt zu behandeln. Das gilt, so Illich, sogar für den Begriff des Textes selbst, der nun als abstrakte Zeichenfolge unabhängig von der

3 Siehe ebd., S. 101–104.

4 Siehe ebd., S. 121–123.

5 Siehe Hans Helander: On Neologisms in Neo-Latin. In: Brill's Encyclopaedia of the Neo-Latin World. Hg. von Philip Ford, Jan Bloemendal und Charles Fantazzi. Leiden 2014, Bd. 1, S. 37–54, hier S. 43.

konkreten Realisierung im Schriftstück konzipierbar wird – ja, werden muss, damit man überhaupt über ihn disponieren und ihn zweidimensional auf einer Buchseite arrangieren kann.⁶

Die aus diesem Zusammenhang sich entwickelnde biblionome Literalität, also jene Form von Schriftkompetenz, die an die neue Schriftbildlichkeit gebunden ist und die so heißen darf, weil erst mit dieser Schriftbildlichkeit die Form des Buchs in all ihren Affordanzen voll ausgenutzt wird, lässt sich allgemein mit demjenigen in Zusammenhang bringen, was Peter Koch und Wulf Oesterreicher »Sprache der Distanz« bzw. konzeptionell schriftlichen Sprachgebrauch genannt haben.⁷ Ja, man könnte sagen, dass die Entfaltung der *consequences of literacy*, um Jack Goodys und Ian Watts berühmte Prägung zu zitieren,⁸ in den Jahrhunderten nach der Erfindung des Schriftbilds der Moderne die Beherrschung der Sprache der Distanz zur Leitkompetenz moderner Bildung hat werden lassen. Sprache der Distanz heißt dabei ein Sprachgebrauch, der durchgängig die Situationsabstraktheit der Schrift ernst nimmt, woraus sich eine ganze Reihe von weiteren Eigenschaften des jeweiligen Sprechens bzw. Schreibens ableiten lassen: Es wird tendenziell monologisch, elaborierter, geplanter, weist eine stärkere Themenfixierung auf, zielt auf »Objektivität«, rechnet mit der Fremdheit der Kommunikationspartner usw. Kurzum: Man muss sich immer bemühen, so zu formulieren, dass der Text aus sich selbst heraus verständlich wird und dass möglichst alle zum Verständnis notwendigen Kontextinformationen unmissverständlich mitvermittelt werden. Es geht um eine bestimmte Form des Ausdrucks, die weitreichende Auswirkungen hat. Denn mit dieser neuen situationsabstrakten Ausdrucksfähigkeit, die mit einer übersichtlichen paratextuellen Organisation der Texte einhergeht, verbinden sich bis heute im Mittelpunkt aller Bildungsprogramme stehende Kernkompetenzen, wie allgemeines Abstraktionsvermögen, Transferleistungen und die Fähigkeit zum situationsunabhängigen Vergleich von Argumenten.⁹

6 Siehe Illich: Im Weinberg des Textes, S. 123–129.

7 Peter Koch/Wulf Oesterreicher: Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 35 (1986), S. 15–43.

8 Jack Goody/Ian Watt: The Consequences of Literacy. In: Comparative Studies in Society and History 5 (1963), H. 3, S. 304–345.

9 Dass dem so ist, lehrt schon ein kursorischer Blick auf einführende Darstellungen zur Deutschdidaktik; siehe etwa die Kapitel »Schreiben für sich und andere« und »Texte lesen, mit Medien umgehen« in Wolfgang Steinig/Hans-Werner Huneke: Sprachdidaktik Deutsch. Eine Einführung. 5., neu bearb. und erweit. Aufl. Berlin 2015, S. 124–150 u. 196–229.

3. Eigenständigkeit

Selbst wenn wir Illich recht geben und der Medienrevolution um 1200 im Vergleich zu derjenigen, die Gutenbergs Erfindung ausgelöst hat, einen größeren Effekt zuzubilligen, so ist doch klar, dass erst mit dem Buchdruck die neue Schriftbildlichkeit des Textes allgemein verfügbar wird. Das erzeugt, auch das ist ein Gemeinplatz der Mediengeschichte, eine völlig neue Dimension jener Vergleichbarkeit, zu der unter anderem die Sprache der Distanz uns befähigt. Alles Wissen und alle Argumente haben sich seither grundsätzlich gegenüber alternativem Wissen und alternativen Argumenten durchzusetzen. Wird um 1200 der Text zu einem echten Gegenüber, so sieht man sich seit der Erfindung des Buchdrucks einer Vielzahl solcher Gegenüber ausgesetzt und dazu gezwungen, Position zu beziehen.¹⁰ Vor diesem Hintergrund wird das Format des schriftlichen Beitrags zur entscheidenden Zählgröße zentraler Bereiche der modernen Gesellschaft.¹¹

Das Schriftbild der Moderne ermöglicht es nicht nur, Texte in sich zu organisieren, sondern es macht sie auch besser identifizierbar. Mit dem Buchdruck ergibt sich dann angesichts der Vielzahl zirkulierender Schriftstücke und angesichts der Tatsache, dass sie in identischen Exemplaren zirkulieren, die Notwendigkeit der konsequenten und standardisierten Betitelung, Gestaltung und Katalogisierung.¹² Das gilt ganz und gar nicht nur für Bücher; vielmehr ist es so, dass die für das Buch charakteristische Form der standardisierten Betitelung und Katalogisierung auch auf andere Medien übergreift. Im Grunde stellt man sich nun alles Mögliche so vor wie Bücher, deren Rand durch eine feste Bindung markiert ist und in deren Inneren man frei navigieren kann: auch eigentlich nicht buchförmige Texte, wie Verträge, Hausarbeiten, Schulhefte sowie auch Musikstücke und Gemälde. Das wiederum erlaubt es, Texte und andere Medieneinheiten (ab jetzt spreche ich der Einfachheit halber aber nur von Texten) sehr viel effektiver miteinander zu vernetzen – und das ist gerade die Grundbedingung für Vergleichbarkeit.

10 Siehe hierzu ausführlich Michael Giesecke: *Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien*. Frankfurt am Main 1991. Zur langsamen Durchsetzung der Folgen des Buchdrucks siehe David McKitterick: *Print, Manuscript, and the Search for Order, 1450–1830*. Cambridge 2003.

11 Zur Publikation als Medium der Wissenschaft siehe ausführlich Rudolf Stichweh: *Die Auto-poiesis der Wissenschaft*. In: Ders.: *Wissenschaft, Universität, Professionen: Soziologische Analysen*. Frankfurt am Main 1994, S. 52–83.

12 Dies alles ist Teil dessen, was man mit Chartier als ›typographisches Dispositiv‹ bezeichnen kann; siehe Roger Chartier: *Lesewelten. Buch und Lektüre in der frühen Neuzeit*. Frankfurt am Main/New York 1990. Ausführlich zum typografischen Dispositiv siehe Susanne Wehde: *Typographische Kultur. Eine zeichentheoretische und kulturgeschichtliche Studie zur Typographie und ihrer Entwicklung*. Tübingen 2000.

Auch dies hat Konsequenzen für Bildung: Denn als höchste Kompetenz kann nun gelten, Informationen und Argumente aus vielen Texten und anderen Medieneinheiten auf legitime Art und Weise so zusammenziehen zu können, dass daraus ein einheitlicher und vor allem eigenständiger Beitrag wird. Vermutlich ist diese Fähigkeit dasjenige, was landläufig mit dem eigentlich, wie ich finde, unpassenden Begriff des kritischen Denkens gemeint ist. Ich bevorzuge eine technisch-phänomenologische Beschreibung, weil sie auf dasjenige abhebt, was man tatsächlich tut, wenn man diese Fähigkeit entfaltet: Man rezipiert einerseits viel, denn man hat sich einen Überblick zu verschaffen; und man konzentriert sich dann andererseits auf das Wesentliche. Man wechselt zwischen kursorischer und statarischer Lektüre und versucht, die eine Leseweise von der anderen profitieren zu lassen – je mehr man gelesen hat, desto leichter fällt die genaue Lektüre eines Einzeltexts, das Training der genauen Lektüre aber erleichtert es einem grundsätzlich auch, schnell und damit mehr zu lesen. Man entwickelt aus dem Vergleich heraus ein Gespür für die Valenz, die Verlässlichkeit und die Triftigkeit unterschiedlicher Quellen, Texte und Argumente. Man kann aus der Distanz heraus neue Argumente destillieren und, so man denn auch die Kunst des abstrakten Ausdrucks beherrscht, das alles dann, wie es heißt, »in eigenen Worten« darstellen, sodass die Eigenständigkeit der geistigen Leistung sichtbar und damit geistiges Eigentum erzeugt wird. So zumindest stellt es sich dar, wenn man Schlüsseltexte des modernen Bildungswesens um 1800 liest¹³ – oder eben auch noch Curricula aus dem heutigen Schulwesen.¹⁴

Will man das zusammenfassen, so lässt sich formulieren, dass sich mit den letztlich auf das Schriftbild der Moderne zurückgehenden Zielvorgaben des konzeptionell schriftlichen Ausdrucks und der Formatierung im Beitrag zentrale Leitbegriffe des modernen Bildungssystems verbinden lassen: Abstraktionsfähigkeit einerseits und Eigenständigkeit bzw. Souveränität des Weltzugriffs andererseits.

-
- 13 Die beste mir bekannte Darstellung zur »Bildungsrevolution« um 1800 liegt vor mit Heinrich Bosse: *Die moderne Bildungsrevolution*. In: Ders.: *Bildungsrevolution 1770–1830*. Hg. von Nacim Ghanbari. Heidelberg 2012, S. 47–159. Für die Fähigkeit zum eigenen Ausdruck findet Bosse (in einer Passage über Herder) die treffende Formulierung, es gehe um »Autosemiose« (S. 74). Aus der Vielfalt der Quellen, die Bosse zugrunde legt, stechen mit Blick darauf Fichtes *Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten* von 1794 heraus (S. 116–119). Fichte ist auch derjenige, der, wiederum laut Bosse, zuerst die Eigenständigkeit des Wortlauts zum Ausweis geistigen Eigentums erklärt hat; Heinrich Bosse: *Autorschaft ist Werkherrschaft. Über die Entstehung des Urheberrechts aus dem Geist der Goethezeit*. Paderborn u.a. 1981. S. 60–62.
- 14 Beispielsweise kommt im »Kernlehrplan für die Sekundarstufe II Gymnasium/Gesamtschule in Nordrhein-Westfalen« für das Fach Deutsch von 2014 insgesamt 14-mal das Wort »eigenständig« (so oder substantiviert) vor, online unter http://www.schulentwicklung.nrw.de/lehrplaene/lehrplan/11/KLP_GoSt_Deutsch.pdf (eingesehen am 15.04.2023); es bezieht sich auf unterschiedliche Zusammenhänge, aber vor allem auf Textverständnis und Ausdruck.

Zusammengenommen machen sie vielleicht dasjenige aus, was man ›biblionome Literalität‹ nennen könnte.

4. Unvermittelt?

Natürlich schließt sich daran die Frage an, inwiefern bzw. wie genau digitale (Schrift-)Medien dieses Arrangement infrage stellen. Und meine Hoffnung ist – nur deswegen habe ich es überhaupt unternommen, diesen Beitrag zu verfassen –, dass die technisch-phänomenologische Beschreibung der biblionomen Literalität es ermöglicht, zumindest einige Dimensionen des Vergleichs zu eröffnen, die der gegenwärtigen Diskussion nicht ganz selbstverständlich sind. (Und vielleicht sollte ich an dieser Stelle auch erwähnen, dass allenfalls darin, was man aber auch gerne bezweifeln mag, seine Eigenständigkeit gegenüber den recht kanonischen Quellen besteht, auf die er vergleichend zurückgreift.)

Ein erster wichtiger Punkt scheint mir zu sein, dass ›im Digitalen‹ die im Rahmen der biblionomen Literalität bestehende Bindung von Schriftbildlichkeit an konzeptionell schriftlichen Sprachgebrauch der Tendenz nach aufgehoben wird. Zum einen nimmt der Grad der bildlichen Organisation von Texten und anderen Medieneinheiten zu.¹⁵ Der Trend geht ganz klar gegen die Bleiwüste. Zum anderen steigt gleichzeitig nicht nur der Anteil des konzeptionell mündlichen Sprachgebrauchs im Medium der Schrift, was vermutlich daran liegt, dass Schrift viel mehr als im Falle von papiergestützten Medien situativ gebunden (synchron) verwendet wird;¹⁶ sondern damit scheint auch die Differenz zwischen dem konzeptionell Schriftlichen und dem konzeptionell Mündlichen – wohlbemerkt: ›im Digitalen‹, nicht überhaupt – an Relevanz zu verlieren.¹⁷

Das heißt, sorgt im Zuge der Entstehung des modernen Schriftbilds die Zunahme der bildlichen Organisation des Textes für eine stärkere Profilierung der Sprache

15 Siehe hierzu z.B. Henning Lobin: *Engelbarts Traum. Wie der Computer uns Lesen und Schreiben abnimmt*. Frankfurt am Main/New York 2014, S. 113–117.

16 Daher wurde vorgeschlagen, das Modell von Koch und Oesterreicher um die Unterscheidung zwischen synchronen, asynchronen und quasi-synchronen Kommunikationsformen zu ergänzen; siehe Christa Dürscheid: *Medienkommunikation im Kontinuum von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Theoretische und empirische Probleme*. In: *Zeitschrift für angewandte Linguistik* 38 (2003), S. 37–56.

17 Das wäre im Einzelnen empirisch zu verifizieren. Eine Entwicklung, die sich vielleicht als Anzeichen für diese Tendenz interpretieren lässt, ist etwa die Auflösung der klaren Zuordnungen von konzeptioneller Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit zu den unterschiedlichen Landessprachen in der Luxemburger Sprachgemeinschaft, die nicht zuletzt durch die Digitalisierung vorangetrieben wird; siehe hierzu Peter Gilles: *Mündlichkeit und Schriftlichkeit in der luxemburgischen Sprachgemeinschaft*. In: *Medialität des Wissens. Interdisziplinäre Aspekte von Medialität*. Hg. von Georg Mein und Heinz Sieburg. Bielefeld 2011, S. 43–64.

der Distanz (und der daran hängenden Kernkompetenzen), so geht hier umgekehrt die Zunahme der bildlichen Organisation womöglich mit einer Verschleifung eben-dieses Profils einher. Es mag sein – das wäre zumindest meine erste Vermutung –, dass schon von hier aus einige der Probleme, um die sich die aktuelle Diskussion um ›media literacy‹ dreht, in den Blick genommen werden können: wenn ›im Digitalen‹ der konzeptionell schriftliche Sprachgebrauch verschliffen wird, dann mag das ja durchaus in Korrelation zu einer abnehmenden Fähigkeit zur Einschätzung der Valenz, der Verlässlichkeit und der Triftigkeit von Quellen, Texten und Argumenten stehen – also insbesondere zur Anfälligkeit für ›fake news‹.

Mindestens ebenso wichtig ist mir aber ein zweites Moment einer möglichen Phänomenologie digitaler Literalität: Es kommt in ihr nämlich nicht nur darauf an, mit einer gesteigerten bildlichen Organisiertheit von Texten und einer Verwischung der Differenz zwischen Sprache der Nähe und Sprache der Distanz umzugehen – denn positiv gewendet sind das ja Kompetenzen –, sondern gefordert ist damit auch eine andere Form der Navigation.

Es ist oft davon die Rede, ›im Digitalen‹ löse sich die Grenze des Textes im Hypertext auf.¹⁸ Da ist etwas dran, aber ich denke, man muss es noch anders fassen, denn auch im Biblionomen ist die Adressierbarkeit und hypertextuelle Vernetzung der dank paratextueller Organisation identifizierbaren Einzeltexte und ihrer Stellen essenziell. Hypertextualität also ist nicht das Neue, sondern auch hier eher das Moment der unmittelbaren Verfügbarkeit, also eben jener Synchronie, die auch die Verwendung konzeptioneller Mündlichkeit im medial Schriftlichen fördert. Es ist, so vermute ich, diese Unmittelbarkeit oder zumindest: diese *Anmutung* von Unmittelbarkeit, die das Format des Beitrags selbst angreift und an seine Stelle eine netzwerkartige Struktur des Rezeptions- und Produktionsflows setzt, der überdies durch algorithmische Rechenarbeit im Hintergrund zumindest mitgesteuert wird. (Flow heißt dabei vermutlich etwas anderes als ursprünglich, also mit Blick auf Fernsehrezeption, damit gemeint war, unter anderem, aber nicht nur, weil Momente von Rezeption und von Produktion Hand in Hand miteinander gehen können.¹⁹) Das aber bedeutet – zweite Vermutung –, dass die Bindung der

18 Siehe hierzu bereits George P. Landow: Hypertext. The Convergence of Contemporary Critical Theory and Technology. Baltimore 1992.

19 Diese Differenzierung verdiente eine sehr ausführliche Behandlung. Mit Blick auf das Fernsehen wurde der Flow-Begriff wirkmächtig eingeführt von Raymond Williams: Television: Technology and Cultural Form. London 1974. Er bezieht sich hier auf eine Vermittlungsform, die den Übergang zwischen den Medieneinheiten verschwimmen lässt, sowie auf die daraus resultierende Rezeptionserfahrung. Auf digitale Technologien wird der Flow-Begriff ebenso angewendet, allerdings beschreibt er hier nicht nur (oder sogar weniger) die Produktionsformen und Rezeptionserfahrungen, sondern auch (oder eher) die Informationsströme selbst. Siehe hierzu Sandra Braman: Flow. In: Digital Keywords. A Vocabulary of Information Society and Culture. Hg. von Benjamin Peters. Princeton/London 2016, S. 118–131. Zur Differenz

Eigenständigkeit und Originalität des Denkens, ja, des geistigen Eigentums an das Format des Beitrags gleichfalls der Tendenz nach aufgelöst wird. Das heißt nicht, dass Eigenständigkeit nicht mehr möglich oder nicht mehr relevant ist, aber sie stellt sich vermutlich auf andere Arten und Weisen unter Beweis, die in einer Phänomenologie der digitalen Literalität genauer zu beschreiben wären.

5. Und jetzt?

Wenn an diesen Vermutungen etwas dran ist – und das muss ja ganz und gar nicht der Fall sein –, so lässt sich zumindest sagen, dass mit ›dem Digitalen‹ eine Form der Literalität emergiert, die zentrale Koppelungen biblionomer Literalität außer Kraft setzt. Das heißt wiederum nicht, dass es biblionome Literalität dann nicht mehr gibt oder sie keine Rolle mehr spielt. Aber es heißt, dass man, wenn man sich für biblionome Literalität starkmacht, damit rechnen muss, dass es auch eine andere Form der Literalität gibt, die in der Lebenswirklichkeit derer, an die sich Bildungssysteme zuallererst wenden, womöglich mehr Platz einnimmt.

Vor diesem Hintergrund finde ich es sehr interessant, dass sowohl die vorherrschenden medienpädagogischen Ansätze zur Sensibilisierung gegen ›fake news‹ als auch zur ›Critical Media Literacy‹ durchweg das Format des Beitrags zum Ausgangspunkt ihrer Überlegungen machen und das eigenständige, abstrakte Ausdrucksvermögen fördern wollen: Die jeweils beschulten Individuen sollen in die Lage versetzt werden, die Validität einzelner »texts« einschätzen bzw. auf Hintergrundannahmen und Ideologeme durchschauen und auf dieser Grundlage Stellung beziehen und diese ausdrücken zu können.²⁰ Das sind ganz klar Zielsetzungen, die dem Paradigma der biblionomen Literalität entstammen – und deren zentrales Format in seiner Koppelung an die Idee des eigenständigen Ausdrucks auch für ›das Digi-

zwischen Fernsehen und ›Internet‹, gerade mit Blick auf den Flow (wenn auch ausgehend von einem ganz anderen Internet als dem heutigen ...), siehe Herbert Schwaab: »Ich weiß ja nicht, was ich suche«. Betrachtungen zu Flow, Segmentierung, *liveness* und Subjektivität des Fernsehens im Internet. In: montage AV. Zeitschrift für Theorie und Geschichte audiovisueller Kommunikation 21 (2012), H. 1, S. 115–132.

- 20 Ein gutes Beispiel für die Bindung der Diskussion über ›digital literacy‹ an das Paradigma der biblionomen Literalität sind zwei der Texte, die dem Seminar auf der Jahrestagung der German Studies Association 2022 zugrunde gelegt waren, innerhalb dessen dieser Text zuerst vorgetragen wurde: Steven Funk/Douglas Kellner/Jeff Share: Critical Media Literacy as Transformative Pedagogy. In: Handbook of Research on Media Literacy in the Digital Age. Hg. von Melda N. Yildiz und Jared Keengwe, Hershey, Penn. 2016, S. 1–30; Monica Bulger/Patrick Davison: The Promises, Challenges and Futures of Media Literacy. In: Journal of Media Literacy Education 10 (2018), H. 1, S. 1–21.

tale« als maßgeblich hinstellen. Es könnte aber sein, dass das an der Sache völlig vorbeigeht.

Was wäre die Alternative? So wie die Geschichte der biblionomen Bildung letztlich die Geschichte der Ausdifferenzierung von para- und hypertextuellen Organisationsformen sowie von unterschiedlichen Formen der Sprachverwendung war, so wie Gesellschaften also lernen mussten, mit diesen Organisationsformen umzugehen und die Sprache der Nähe von der Sprache der Distanz zu unterscheiden; so besteht die eigentliche Aufgabe jetzt vielleicht darin, zuallererst die Differenz zwischen biblionomer und digitaler Literalität in den Blick zu bekommen und dann die ihnen jeweils eigenen Formen des Medienumgangs als unterschiedliche einzuüben.